

Wöhrle), Schwäbisch Gmünd (G. Mehring & H. Wörner), Lindau (B. Zeller) usw. – In dieser Darstellung wurde auf Reutlinger Urkunden Bezug genommen, die B. Zeller nicht verwendet hat.

2. G. A. Wehrli, Die Krankenanstalten und die öffentlich angestellten Ärzte und Wundärzte im alten Zürich, in Mitt. d. Antiqu. Ges. in Zürich, XXXI, H. 3, 1934. Die schwer greifbare Darstellung wurde wegen der näheren Beziehungen zwischen den Schweizer und den Schwäbischen Städten (siehe Städtebünde!) beigezogen, besonders auch wegen der Vollständigkeit der Urkunden, auf denen sie beruht.

3. P. Schwarz, Die Grundherrschaft der Reichsstadt Reutlingen. Diss. Tübingen 1952. Aus dieser sorgfältigen

und zuverlässigen Arbeit stammen die Angaben über das Vermögen der Reutl. Pfliegenschaften.

4. E. Benz, Das Stiftungswesen, Unterabschnitt in dem Kapitel Wohlfahrts- u. Fürsorgewesen, Stiftungen im Heimatbuch des Kreises Nürtingen Bd. 1, Wzbg. 1950, eine sehr gelungene Darstellung mit einer über den Rahmen des Kreises hinausreichenden Gültigkeit.

5. A. Diehl, Die offene Armenfürsorge in Stuttgart vor d. Reform, in Württ. Vierteljahrh. XLII, 1936, 36 sowie F. Fritz, Die Liebestätigkeit d. Württ. Gemeinden v. d. Reform-Zeit bis 1650, in Württ. Kirch. Gesch. Bl.

6. J. J. Sommer, Aufsätze über das Reutlinger Spital und das Spendhaus in Reutlinger Heimatblätter Nr. 14 u. 16, 1950/1951.

Landarzt in alten Tagen

Aus den Erinnerungen von Dr. med. Max Kohlhaas
(gest. 1952 als Obermedizinalrat in Stuttgart)

Nach meinen Studien- und Ausbildungsjahren, die mich aus den Hörsälen bedeutender Lehrer erst in die weite Welt als Schiffsarzt in die eben erst erworbenen deutschen Kolonien in Afrika, dann mit zu der Bekämpfung der großen Hamburger Cholera-Epidemie im Jahre 1892 geführt hatten, bedeutete es die Erreichung eines wichtigen Lebensabschnitts, als ich mich im Sommer 1894 zur Begründung einer eigenen Praxis als Ortsarzt in dem damals noch so kleinen Stetten im Remstal niederlassen konnte. Nach dem Vorbild des großen medizinischen Lehrmeisters Kußmaul erstrebte ich eine möglichst allgemeine Vertiefung der ärztlichen Berufskennntnisse, wie sie in solcher Vielfalt nur dem Landarzt möglich war. Hier in dem abgelegenen Ort mußte man alle Fachkenntnisse zur Hand haben, da gab es keine Möglichkeit wie in der Stadt, bei jedem ernsteren Fall zum Spezialisten zu laufen – hier war man ganz auf sich selbst gestellt und so habe ich nie zu bereuen gehabt, daß ich aus meiner neunjährigen Tätigkeit im Remstal die Erfahrung gewann, im Frieden und leider auch später als Truppenarzt im Krieg mich mit allen ärztlichen Anforderungen selbständig zurechtzufinden.

Freilich werden viele rein fachärztlich eingestellten Kollegen der Großstadt denken, diese Vielseitigkeit werde auch ihre Haken betreffs Technik und Leistung gehabt haben! Aber da ich in hohen Jahren objektiv genug auf meine damaligen Taten zurückblicken kann, darf ich sagen, daß ich nur bei sehr vereinzelt Fällen der geburtshilflichen Tätigkeit oder der Unfallheilung nachträglich glauben mußte, daß sie in rein

fachärztlicher Hand mit größerer Assistenz als der ländlichen Hebamme, des Landapothekers oder Laienhelfers besser, als es geschah, geheilt worden wären. Auch wenn es z. B. bei Geburten im Armenhaus an jedem Handtuch und sogar einer Waschschüssel fehlte, verliefen sie trotz schwerster Komplikation doch immer tadellos.

Der Gedanke, einem großen Kreise tüchtiger arbeitsfroher Menschen jener bodenständigen Landbevölkerung täglich und stündlich ein gern gerufener Helfer zu sein, und deren herzliche, in den Familien noch nach Jahrzehnten festgewurzelte Dankbarkeit wogen reichlich auf, daß bei den damaligen Lebensumständen jener Gemeinden, die seither durch industrielle Regsamkeit und landwirtschaftliche Verbesserungsmöglichkeiten einen einst kaum bekannten Wohlstand gewonnen haben, der klingende Lohn nicht nach städtischen Maßstäben gerechnet werden konnte. In das ernste Vertrauensverhältnis, wie es zwischen dem Kranken und dem Arzt bestehen soll, waren noch keinerlei Zwischenstellen eingeschaltet; der damalige Landarzt war mit der ganzen Familie von Ahne zu Kind, mit ihrem Heim und ihren Alltagsorgen eng vertraut, ein Helfer und Berater durchaus nicht nur in den Fragen seines eigentlichen Fachgebiets.

Manche Erkenntnisse über Erbanlagen, Anfälligkeit oder Immunität der einzelnen Sippen gegenüber verschiedenen Krankheiten waren so aus der ständigen Beobachtung der Lebensumstände und gesundheitlichen Disposition zu gewinnen, weit mehr als beim ständigen Wechsel der großstädtischen Bevölkerung,

die je nach dem Einzelfall bald diesem bald jenem Heilbeflissenen, oft nach Laune oder Empfehlung unverantwortlicher Ratgeber zuläuft. Doch sei statt einer Kritik der neuen Zeit lieber erzählt, wie ich hier in einer bekannten Weingegend beispielsweise die Lehre unseres Tübinger Poliklinikers Jürgensen bestätigt fand, der auf Grund seiner Beobachtung der Tübinger Bevölkerung die Therapie empfahl, notfalls zu großen Mengen Alkohols in konzentrierter Form zu greifen. Bei fieberkranken Weingärtnern und -Konsumenten meines neuen Bezirks habe ich diese Lehre mit Erfolg beherzigt – allerdings nicht so wie ein anderer Kollege, der einmal mit einem Pneumoniker zusammen am Bett die ganze Nacht trank; am Morgen war der Patient gesund, aber der Arzt total betrunken, doch soll er dafür eine Rechnung geschrieben haben: „vom Tode errettet, hundert Mark!“ ...

Um sich das Entstehen eines wahren Vertrauensverhältnisses zu erklären, muß man sich aber vor allem vergegenwärtigen, daß es damals kein Telefon, kein Auto, nicht einmal einen Krankenwagen gab – der einzig vorhandene Stuttgarter Krankenwagen durfte nicht nach auswärts geschickt werden! – und der Landbewohner starb lieber gleich zu Hause, als ein einsames Krankenlager in der Stadt, fern von den Angehörigen (und wie weit war damals schon Stuttgart!) auf sich zu nehmen. – Ich hatte mir für die weiten Wege über Land um sechshundert Mark einen schönen Rappen, „Assur“, zuvor das Kommandeupferd des Olga-Regiments, gekauft, später kamen noch weitere mit Wagen und Schlitten hinzu. Auf den Ritten zu den entlegenen Dörfern des Schurwalds begleitete mich mein schottischer Schäferhund „Don“, das Geschenk eines Tübinger Studienfreunds, ein ungewöhnlich kluges Tier, das ich zu meinem bitteren Kummer endlich im Jahre 1902 hochbetagt in den Hundehimmel entlassen mußte. Ich will nicht zu breit wiederholen, wie mich diese beiden treuen Freunde auf den einsamen Ritten auf ihre Weise unterhalten haben, wie das Tier jede Anrede, nicht nur Lob und Tadel versteht. Es war herrlich im Frühjahr, Herbst, oder Wintersonnenschein – weniger schön bei tagelangem Landregen, wo man trotzdem ebenso heraus mußte, wenn die Pflicht rief.

Allerdings wurde man selten ohne Not alarmiert, da der Begriff des „Anrechts auf Behandlung“ noch nicht jedermann zu der Meinung geführt hatte, den Arzt zu jeder Zeit tanzen zu lassen, wann es einem gerade einfiele. Dazu hätte der Remstaler Bauer und Weingärtner alten Schlages, der mit seinem gesunden eigenen Selbstbewußtsein auch die entsprechende Achtung vor der Arbeit anderer verband, zu viel

selbstverständlichen Anstand gehabt, obwohl auch mit ihm ohne eine Portion erdhafter schwäbischer Deutlichkeit nicht immer auszukommen war. – Zur bodenständigen Dickköpfigkeit, der manche ärztliche Anordnung „parduh“ nicht eingehen wollte, kam stellenweise die in diesem Landstrich besonders beheimatete pietistische Orthodoxie, die auf dem Gebiet der Krankenbehandlung zu seltsamen Konsequenzen führen konnte:

Was sollte man viel sagen, wenn ein Mann in der Sprechstunde erschien mit den glaubensstarken Worten: „Herr Doktor – behandeln sollen Sie mich nicht, sondern mir nur sagen, was mir fehlt, damit ich zum lieben Gott beten kann; der wird mich schon heilen.“ –

„Nun, Sie haben einen Schlüsselbeinbruch, der sehr schräge steht und den der liebe Gott bestimmt nicht gerade machen wird, wenn ich Ihnen keinen Verband machen darf – denn der liebe Gott hat ja auch die Wissenschaft zur Hilfe für die Nebenmenschen geschaffen.“ Doch er ging fort und behielt seinen schiefen Knochen, fest überzeugt, daß das eben so gewollt und beschieden sei. ...

In diese dörfliche Umgebung führte ich nun im Jahre 1895 meine junge Frau direkt aus Hamburg, wo sie großgeworden war. Auch sie entstammte zwar einer württembergisch-pfälzischen Familie, und nach fünf- und zwanzig Ehejahren entdeckten wir im Wege der einst noch kaum bekannten Ahnenforschung überhaupt erst, daß wir von Marbacher gemeinsamen Vorfahren her auf gut schwäbische Weise aus dem 17. Jahrhundert bereits verwandt waren. Damals allerdings sagten die Stettener zu ihrer hochdeutschen Sprechweise: „Die junge Doktorfrau ist ja sehr lieb und freundlich, aber einen Fehler hat sie: daß sie halt nur englisch spricht!“ –

Das bedeutungsvolle Jahr hatte für mich wenig verheißungsvoll begonnen, da ich am Neujahrsmorgen früh mit dem Schlitten umwarf, weil das Pferd zu kurz gespannt war und den Berg hinab durchging, so daß ich mit dem mitfahrenden Apotheker kopfüber in den Schnee hinausflog – doch ich nahm den Unfall nicht als Omen, sondern nahm mir vor, im Ehestand vorsichtiger zu fahren. Bald kam meine Mutter, der ich schon einmal mit meiner Braut unsre neue Heimat im schönsten Bild, in der Frühljahrsblüte vom Kernen niedersteigend, gezeigt hatte, nun um die Wohnung einzurichten, im damals ersten Haus an der Straße rechts von Rommelshausen herein. – Mit den Freunden gab es noch vor meiner Abreise einen gewaltigen „Brotwasser-Abschied“ im Stettener „Ochsen“ – übrigens einem Stammhaus meiner Fa-

milie, da meine Urgroßmutter Henrica Heuglin als Tochter des damaligen Ochsenwirts Guckenberger geboren war; eine ansehnliche Familienstiftung, die dieser fürsorgliche Vorfahr nach damals verbreitetem Brauch für die Berufsausbildung seiner Nachkommen hinterlassen hatte und die manch tüchtigem Sproß einer weitverzweigten Familie den Lebensweg gebahnt hat, ist nun auch längst durch Inflation und Entwertungen ihres Sinns beraubt dahingegangen.

Nach einer schönen Hochzeitsreise von Hamburg über das herrliche Dresden, über Prag, damals eine unverkennbar deutsche Stadt, und über Wien langten wir denn wieder an meinem Berufssitz an – am ersten Morgen gleich der berufsmäßige Alarm zu einem diphterieerkrankten Kind, dann aber Ständchen des Kriegervereins und allgemeine Freude, Beginn einer glücklichen Zeit mit guten Nachbarn und Besuch lieber Freunde – ebenso auch, als wir übers Jahr nach dem größeren Waiblingen verzogen, wo ich bis zum Jahr 1903 verblieb.

Wie oft bekam der Arzt bei nächtlichem Alarm die erste Kurzfassung der Krankengeschichte von der Straße zum Fenster heraufgerufen! Nicht nur die Beförderungs-, auch die Verständigungsmittel befanden sich damals noch auf einem Entwicklungsstand, von dem man sich nach zwei Menschenaltern kaum noch eine Vorstellung zu machen vermag; und dabei kamen wir uns damals bereits höchst fortschrittlich vor! Telegraf und Telefon existierten zwar, doch wer benutzte auf dem Lande die wenigen Leitungen und gab für so etwas Geld aus! Man schickte eben Boten wie in alter Zeit. Auch den kleinen Güterverkehr nach der Hauptstadt und zurück besorgte zweimal in der Woche eine „Bötin“ mit einem Wägelchen. – Daß man in den Wohnungen Petroleum-Lampen stehen hatte und daß eine Gasbeleuchtung (mit höchst empfindlichen Glühstrümpfen, die bei der kleinsten

Erschütterung zerflederten) fast ein Luxus war, wird fast niemand mehr glauben wollen, wo heute im entlegensten Weiler durch einen Griff an den Schalter Licht und Konzert-Unterhaltung zur Verfügung steht. Nicht weniger muß man sich die Wandlung der Arbeit in Küche und Waschküche vorstellen – allerdings waren damals auch zuverlässige Dienstboten leichter zu finden, die es sich zur Ehre rechneten, in einem guten Haushalt etwas zu lernen und zu leisten, und die uns meist durch viele Jahre treugeblieben sind.

Mit den Mühen und Fährlichkeiten der damaligen Berufsausübung möchte ich ebensowenig wie mit dem Anschein besonderen Mutes prunken, sondern nur die damaligen Verhältnisse noch einmal anschaulich werden lassen, wenn ich erwähne, wie es bei den primitiven Wegen geschehen konnte, daß man mit-samt dem Pferd auf einem morschen Steg, der nun einmal zu dem Kranken führte, einbrach und daß es kein Vergnügen war, sich mit ausgerenkter Knie-scheibe in stockdunkler Nacht mit dem Tier weiterhelfen zu müssen; ebenso, wie in der Zeit sommerlicher Wolkenbrüche das Tal der friedlichen Rems binnen einer halben Stunde zum tobenden Strudel werden konnte, der uns um ein Haar mit dem Wagen von der Straße gerissen hätte, wenn die braven Pferde nicht im letzten Augenblick instinktiv einen nur wenig erhöhten rettenden Stand gefunden hätten. So war auch der treuen Arztfrau in früheren Zeiten manche Sorge aufgebürdet – auch manche Geduld, Herzausschüttungen harrender Patienten anzuhören, bis der Mann von weiten Besuchsritten zurückkam, und doch war es ein schwerer Entschluß, dem ländlichen Paradies mit Garten und Pferden zuletzt Lebewohl sagen zu müssen, als eine größere Aufgabe in der Vaterstadt winkte. Begleitet haben uns auf diesem Weg die Erinnerungen an die Berufszeit auf dem Land, die Mühe und Arbeit und damit köstlich gewesen ist.

Am Abend

Es neigten die Vertrauten
Sich stumm einander zu,
Die stillen Augen schauten
Und sagten leise Du.

Kaum wollt' der Tag vergehen,
Und überall war Ruh,
Am Himmel blieb er stehen,
Sah noch von ferne zu.

Wie zu der Nacht Gefallen
Wob er ein goldnes Band
Und ließ es langsam fallen,
Dort, wo er still verschwand.

Ulrich Binder